Nr. 408. XXXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Mittwoch 13. August 1902.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Gleiches Recht.

Es ist immer interessant, die Grachen über Aufruhr klagen zu hören. Deshalb war es uns ein Genuß, in der „Post" und anderen reaktionären Blättern einen anscheinend offiziösen Feder entstammenden Artikel zu lesen, in dem behauptet wird, daß sich der Liberalismus über Recht und Gesetz hinwegsetzt, daß er eine privilegirte Stellung dem gemeinen Recht gegenüber einnehmen will.

Dies soll nämlich in dem Falle Griwahn in Grimmen geschehen sein, der an dieser Stelle wiederholt erörtert wurde. Es ist richtig, daß die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen Griwahn scharf kritisirt wurde. Es muß ebenso zugegeben werden, daß das Oberverwaltungsgericht als letzte Instanz die Ordnungsstrafe in Höhe von 30 Mark bestätigt hat. Nun wollen wir hier nicht entscheiden, ob das Urtheil des Oberverwaltungsgerichts anfechtbar ist oder nicht; wir wollen selbst zugeben, daß das formelle Recht gegen Griwahn sprach. Aber es war eben nur das formelle Recht. In der Sache lag, wie wohl nicht noch einmal nachgewiesen zu werden braucht, die Schuld an dem Landrath v. Maltzahn, der seine amtliche Stellung gleichzeitig benutzte, um für die konservative Partei zu agitiren.

Nicht gegen die Verurtheilung Griwahns als solche, sondern gegen die Verquickung von parteipolitischer Thätigkeit und Anwendung der Amtsgewalt auf konservativer Seite richtete sich die Kritik. Es ist wirklich eine Dreistigkeit sondergleichen, daraus die Behauptung zu destilliren, daß die Liberalen dem gemeinen Rechte gegenüber eine privilegirte Stellung beanspruchen.

Die Dreistigkeit ist um so größer, als gerade auf konservativer Seite der Grundsatz der preußischen Verfassung, daß alle Preußen vor dem Gesetze gleich sind und Standesvorrechte nicht stattfinden, mit Füßen getreten wird. Wohin man auch blickt; überall sieht man die Standesvorurtheile auf konservativer Seite üppig wuchern. Im Offizierkorps wie im Beamtenthum haben sie ihre Stätte. Erst kürzlich hat ja der Fall Löhning wieder gezeigt, daß selbst ein Minister bis über die Ohren in solchen Vorurtheilen steckt.

Ebenso gilt es als ganz selbstverständlich, daß das Bekenntniß zum Liberalismus einen Bewerber für den Staatsdienst untauglich macht, während die konservative Gesinnung, zumal wenn sie durch adlige Geburt verstärkt wird, auch dem wenig Befähigten die Pforten zur amtlichen Karriere eröffnet. Die landräthlichen Kanalrebellen sind seinerzeit die Treppe hinaufgefallen. Ein Landrath v. Maltzahn und Genossen dürfen ungestraft im konservativen Sinne agitiren und selbst den amtlichen Apparat zu solchen Zwecken in Anspruch nehmen. Aber wehe einem Beamten, der nur den zehnten Theil solcher Thätigkeit im Interesse des Liberalismus entfalten wollte. Er würde nicht auf Halbsold gesetzt, er würde einfach verabschiedet.

Es mag bei diesen Andeutungen sein Bewenden haben. Wer nicht blind ist, der weiß ohne dies, wie in Preußen die Dinge liegen; zumal es nicht blos auf das ankommt, was vor Aller Augen liegt, sondern noch mehr auf die konservative Agitation, die in den Amtsstuben der Behörden entfaltet wird. Unter diesen Umständen bedarf es wohl keiner weiteren Untersuchung, wo der Widerstand gegen die verfassungsmäßig verbürgte Gleichheit vor dem Gesetz zu suchen ist.

Der Liberalismus hat umgekehrt in guten wie in bösen Zeiten die Gleichheit vor Recht und Gesetz vertreten. Er hat darüber hinaus stets dahin gearbeitet, diese Gleichheit immer mehr zu verwirklichen. Wenn von reaktionärer Seite der Liberalismus über seine Pflichten belehrt werden soll, so ist eine entschiedene Zurückweisung am Platze. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.

Die Revolutionen in Centralamerika.

Die ewigen Revolutionen in den centralamerikanischen Republiken Venezuela, Kolumbien und Haiti haben Zustände der Anarchie geschaffen, welche ein Eingreifen der interessirten Großmächte, besonders der Vereinigten Staaten von Nordamerika geradezu herausfordern. Eine Newyorker Laffan-Meldung besagt darüber: Die beständige Inanspruchnahme der Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten zwecks Schutzes der amerikanischen Interessen in den verschiedenen mittelamerikanischen Häfen, welche durch die andauernden Kämpfe in Venezuela, Kolumbien und Haiti in Mitleidenschaft gezogen sind, geben der amerikanischen Presse zu scharfer Kritik der in diesen Staaten herrschenden Zustände Anlaß. Das Blatt „Mail and Expreß" schreibt: „Es tritt täglich klarer zu Tage, daß Amerika sich schließlich einmischen müssen wird, um diesem anarchischen Toben ein Ende zu machen. Wir erheben auf die Vorrechte Anspruch, welche in der Monroe-Doktrin niedergelegt sind, wir können uns aber auch nicht den Pflichten entziehen, welche sich logisch aus diesen Rechten ergeben." Der „Evening Sun" sagt mit Bezug auf die anarchischen Zustände in Haiti: „Wenn das Volk von Haiti keine Regierung errichten kann, welche im Stande ist, die Ordnung zu wahren und die Fremden zu schützen, wird Amerika dies übernehmen müssen."

Ganz besonders skandalös sind die Zustände in Venezuela, wo die siegreichen Insurgenten eine wahre Schreckensherrschaft ausüben und das Völkerrecht offen mit Füßen treten. Ein Telegramm aus Port of Spain besagt: Das Gefecht, das zur Eroberung von Barcelona führte, begann am 3. August. Am 6. drangen die Aufständischen in die Stadt ein, unterhielten das Feuer Tag und Nacht und zerstörten die Gebäude, soweit sie vorgerückt waren. Am 7. August hatten die Aufständischen zwei Drittel der Stadt in ihrem Besitz. Am 8. August ergaben sich die Regierungstruppen. Unter den Gefangenen befinden sich der Präsident des Staates Barcelona Marcano, der Führer der Regierungstruppen, 8 Generale und 23 Obersten; 167 Mann auf beiden Seiten sind gefallen. Die Häuser wurden geplündert. Harmlose Frauen und Kinder wurden mißhandelt oder getödtet. Die Läden wurden ausgeraubt, insbesondere diejenigen der Fremden. Das französische Kabelamt wurde genommen. Das amerikanische, italienische und holländische Konsulat wurden geplündert. Die Konsuln verlangen Kriegsschiffe. Der amerikanische Gesandte in Caracas, Bowen, erhielt von dem amerikanischen Konsul in Barcelona eine Drahtmeldung, in welcher es heißt, daß die Aufständischen die Stadt plündern; ein amerikanisches Kriegsschiff sei daher nach Barcelona beordert worden. Von unserem Newyorker H-Korrespondenten erhalten wir dazu über Azoren-Emden folgendes Privat-Kabeltelegramm:

Um irreleitenden Meldungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Amerikaner, falls sie in Venezuela landen sollten, dieses nicht thun, weil etwa die Deutschen landen, sondern lediglich aus dem Grunde, weil die amerikanischen Interessen ebenfalls Schutz benöthigen.

In Haiti hat der Insurgentenadmiral Killik sogar die Frechheit so weit getrieben, eine Blokade zu erklären. Ein Telegramm aus Kap Haitien meldet nun, daß die Konsuln Einspruch gegen die Blokade erhoben, und daß die Mißstimmung gegen die Ausländer zunimmt. Der Befehlshaber des amerikanischen Kanonenbootes „Machias" meldet, daß er beschlossen habe, die Blokade auf Kap Haitien für nicht effektiv zu erklären; er habe den Konsuln gemeldet, daß er den gesetzlich erlaubten neutralen Handel schützen werde. Der Kommandant des „Machias" begründete das damit, ein amerikanischer Schooner habe gemeldet, das blokirende Schiff sei nicht am Platze.

Der Vatikan und der französische Kulturkampf.

Der Vatikan scheint sich endlich zu einem entschlossenen Widerstand gegen das französische Ministerium Combes aufraffen zu wollen. Nach einer Mittheilung, die dem „Gaulois" zugeht, kommt der Superior der Eudisten, P. Le Doré, mit einem Schreiben des Staatssekretärs Rampolla für den Nuntius Lorenzelli aus Rom nach Paris zurück. Nachdem er sich des Auftrags entledigt hatte, verfügte sich der Pater zum Kardinal-Erzbischof Richard, um ihn von der Thatsache in Kenntniß zu setzen, daß die Losung des Vatikans gegenüber dem Konflikte zwischen der französischen Regierung und den Kongregationen jetzt endlich auf Widerstand laute. Daraus wird geschlossen, daß Leo XIII. das Schreiben dem Kardinal Rampolla diktirt hatte; denn wenn es von diesem allein ausgegangen wäre, so hätte es wohl eher zum „Gescheenlassen" gerathen. Hierauf lud Kardinal Richard den Erzbischof von Reims, Kardinal Langénieux, nach Paris ein, und die beiden Kirchenfürsten hatten letzten Donnerstag eine lange Unterredung.

Wie P. Le Doré dem Gewährsmanne des „Gaulois" berichtete, hat sich die Stimmung der vatikanischen Kreise, sogar jener Kardinäle, welche früher immer zur Versöhnlichkeit riethen, gegen die französischen Machthaber wesentlich geändert, und herrscht jetzt die Ansicht vor, ein besseres Terrain, um den alten Streit auszukämpfen, könne es nicht geben, als das aller Gerechtigkeit spottende Vereinsgesetz. So lange es sich nur um die Herbeiziehung der Seminaristen zum Militärdienste oder die Zuschlagssteuer handelte, welche die Kongreganisten nicht entrichten wollten, herrschte im Vatikan Lauheit und wurde zum Nachgeben gerathen. Jetzt aber, da alle Katholiken in ihrem Eigenthumsrechte, in ihrer Freiheit bedroht sein können, habe man den Ernst der Lage erkannt und einen Entschluß gefaßt, der schon früher am Platze gewesen wäre.

P. Le Doré ist Bretone, er bewundert den zähen Widerstand seiner Landsleute und bedauert, daß er im übrigen Frankreich nicht mehr Nachahmer findet. Die Eudisten, welche sich unterworfen haben und um die gesetzliche Ermächtigung eingekommen sind, besitzen in Frankreich mehrere große Mittelschulen, die sich eines guten Rufes in der katholischen Gesellschaft erfreuen. Dennoch muß er zu seinem Leidwesen zugeben, daß ihre Schülerzahl seit der Bekanntmachung des Vereinsgesetzes abgenommen hat — ein Zeichen der allgemeinen Erschlaffung. Auf die Entgegnung des Besuchers, daran dürften die Bischöfe schuld sein, die sich in ihrer Rathlosigkeit, einer Folge des Schweigens des Papstes, keineswegs tapfer benehmen, versetzte P. Le Doré, der Papst wolle die Bischöfe nicht ins Kampfgewühl stürzen, weil dadurch die Kündigung des Konkordats beschleunigt werden könnte, der er mit Besorgniß entgegensehe. Es giebt Frauen, fügte der Mönch lachend hinzu, welche sich von ihren Männern schlagen lassen und dennoch die Scheidung nicht wollen, weil ihre eheliche Würde dadurch gefährdet würde. Das Konkordat ist so etwas wie ein Heirathsvertrag zwischen der Kirche und dem Staate. Die Kirche läßt sich von dem Staate schlagen, aber sie will, obwohl mißhandelt, den Ehebund nicht brechen, der ihr ernstliche Vortheile sichert."

* * *

Auch der in jüngster Zeit so redselig gewordene **General Gallifet** ergreift wieder einmal das Wort. Auf die Frage, was er von der Auflehnung des Oberstleutnants de Saint-Rémy halte, antwortet General de Gallifet mit einer Erinnerung aus seiner Laufbahn:

Im Jahre 1880 — oder um jene Zeit — befehligte General de Sonis die 17. Infanteriedivision in Châteauroux. Am Tage vor der Durchführung der Dekrete (gegen eine dortige Fabrikkapelle, wo eine Manifestation durch einen Schuß getödtet wurde) suchte mich

---

Die Faust des Todes.

Von **Ida Boy-Ed.** [Nachdruck verboten.]

Einen vierwöchentlichen Aufenthalt in den Alpen habe ich zu gleichen Zeithälften auf Zermatt und Chamounix vertheilt. Ein düsterer Zufall hat gewollt, daß ich an beiden Plätzen die gespenstische Faust am Werke sah, die sich aus Wetterwolken und Nebelschleiern, aus eisigen Spalten oder weichen Schneedecken unerwartet hervorreckt, das arme, emporklimmende Menschenkindlein am Kragen nimmt und in die große Stille des Todes hinüberhebt.

Daß der arme Assessor Maaß aus Berlin in Zermatt so jämmerlich ums Leben kam, haben längst alle Zeitungen berichtet. Er war ein feiner, stiller bescheidener Mensch, von etwas bedrücktem Wesen. Und so still und einsam ist er auch davongegangen. Erst am anderen Tag fing man an, sich um sein Ausbleiben zu beunruhigen. In einem großen Hotel mit dem starken Getriebe der Abreisenden und Ankommenden wird der Einzelne nicht bald vermißt. Zumal in Zermatt nicht, wo oben auf den Höhen noch fünf bis sechs Hotels dem Touristen, den etwa die Laune anwandelt, oben einen Sonnenaufgang zu sehen, Gelegenheit zum Nachtquartier geben. Aber am nächsten Tag rückte dann eine zwölf Mann starke Führerkolonne aus. Ein qualvolles, vieltägiges Suchen begann. „Wird man ihn finden?" das war das Gespräch des ganzen Ortes. Aber dennoch wurde dieser Vorfall in Zermatt gleichsam diskret behandelt, es war, als wolle man die Gäste nicht erregen, ihnen den Schrecken fernhalten. Ganz anders hier in Chamounix. Die Größe und die Offenkundigkeit des Unglücks, welches sich gestern ereignet hat, machte auch jedes schonende Vertuschen unmöglich. Durch all die zahlreichen Fernrohre, die in Chamounix in den Hotelgärten und auf den Straßen aufgestellt sind, konnte man beobachten, was geschah. Die weißen Gefilde des Montblanc wurden zur Szene; das grausige Ereigniß vollzog sich vor den Augen der im Thal fieberhaft Erregten! Man riß einander von den Fernrohren fort — Jeder wollte sehen — Jeder das Furchtbare nacherleben als Zuschauer.

Am 8. August Nachmittags zog sich ein Wetter um den Montblanc zusammen. Wir — meine Freundin und Reisegefährtin sowie zwei liebenswürdige Berliner Herren, die sich uns angeschlossen hatten — kamen gerade vom Montanvert hinunter, halb begeistert von der Größe des Mer de Glace und seiner Umrahmung voll starrer Majestät, halb angewidert von dem geradezu jahrmarktsmäßigen Treiben der Menschheit dort oben. Die Einsamkeit ist aus den Bergen geflohen. Wer sie suchen will, muß zu den höchsten Gipfeln emporsteigen. Er findet sie auch dort nicht mehr — aber er kann die letzte, größte Einsamkeit finden, den Tod. — Also, wir begannen zu hasten, und beobachteten bei beschleunigtem Abstieg fort und fort das Wetter, nicht ohne die landläufige Betrachtung anzustellen, daß es Denen, die jetzt etwa droben sein könnten, schlimm ergehen müsse. In der That befanden sich zwei französische Herren mit zwei Führern aus Bonval oben. Die Gesellschaft war Tags zuvor von Courmayeur über irgend einen Gipfel, ich glaube, über den Col du Seau nach Chamounix gekommen und im Hotel Beausite abgestiegen, um am Freitag, den 7., die Besteigung des Montblanc auszuführen. Sie wurden vom Gewitersturm überrascht, verirrten sich und konnten auch in den folgenden Stunden den Weg nicht mehr finden. Die beiden Herren wurden von Bergkrankheit, von Uebermüdung und völliger Apathie erfaßt. Alle Bemühungen der Führer, sie wach zu erhalten, blieben vergebens. Beide entschliefen gegen Morgen oder schon in der Nacht.

Die selbst bis zum Tode ermatteten Führer machten sich auf den Rückweg nach dem Hotel des Grand Mulets, um Hilfe zu suchen. Es begegnete ihnen eine Partie, die im Aufstieg war. Der eine Führer dieser Partie erbot sich, die ermatteten Kameraden zu geleiten; diese jedoch glaubten noch im Besitz von so viel Kraft zu sein, um bis zu den Grands Mulets zu gelangen. Es war eine Täuschung. Der reichlich gefallene Neuschnee erforderte die äußerste Wachsamkeit, über welche die Männer nicht mehr verfügten. Sie stürzten — vor den Augen aller Derjenigen, die dies gerade durch die Fernrohre beobachteten — in eine Spalte.

Sofort wurde von Chamounix aus eine Rettungskolonne abgesandt. Daß Menschen, selbst Hochgebirgssöhne, die dem Führerberuf leben, mit so eiserner, rascher Stetigkeit solche Besteigung ausführen könnten, schien fast unglaubhaft. Mit einem Erstaunen, das an Erschütterung grenzt, sahen wir schon um 12 Uhr die wackeren Männer der Unglücksstelle zustreben. Winzig klein, einer hinter dem anderen, schwer stapfend, zogen sie als schwarze Figürchen droben über die Gletscher, die blüthenweißer Schnee deckte.

Für einen Psychologen bot dieser ganze, unter heißer Erregung stehende Tag eine unerschöpfliche Fülle interessanter Beobachtungen. Aus wie wunderlich differenzialen Empfindungen setzte sich doch diese Erregung zusammen. Das Mitleid wohnte gewiß dicht neben dem Genuß am Schrecken. Der Mensch ist nun einmal so: Das Grausige zieht ihn an. Er lügt sich vor, mitleidig zu sein, während er sich der eigenen Sicherheit freut und die Gelegenheit auskostet, sich die Leiden Anderer auszumalen.

Und die Phantasie machte sich ans Werk. Die Thatsachen, die durch die Fernrohre beobachtet wurden, wie das Abstürzen der Führer und später der Transport der beiden Leichen der an Erschöpfung Gestorbenen, diese Thatsachen wurden mit allerlei Erzählungen unbewiesener Art vermengt. Alle Welt steigerte sich in eine große, nervöse Spannung hinein. Auf der Rue Nationale, an der Ecke wo die Führer zu stehen pflegen, waren große Menschenansammlungen. Und spät am Abend erst erfuhr man dann den Hergang des Unglücks, wie ich ihn oben erzählte und auch, daß neben den beiden Herren der eine Führer als Leiche geborgen und in den Grands Mulets untergebracht sei, während der andere Führer noch leben solle.

Heute, am Sonntag, den 10. August, ist nun bei blendendem Sonnenschein im Morgenlicht der traurige Zug ins Thal gekommen. Die Leichen wurden in einem Zimmer des Rathhauses gebettet, bis die Bestimmungen über die Beerdigung von den Angehörigen eingeholt sind. Und in eben dem rosigen Morgenlicht sind wenigstens acht Partien heute emporgestiegen zu den silberweiß gleißenden Firnen, die vor dem atlasblauen Himmel stehen, so lachend, so unschuldig. Ich selbst habe vorhin durch das